

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: [21]

Artikel: Der "Samichlaus" in der Urschweiz
Autor: P.E.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ein feuchter Schleier sich senkte, und es lag in den schönen, dunkeln Augen so viele Liebe und Treue und Ehrlichkeit, und es sprach aus der Stirne darüber so viel gesunde Kraft, daß, eh' er sich's versah, der Entschluß gereift war. Er streckte Rosine über den Sarg hinweg die Rechte entgegen: „Bleib' mir treu bis übers Jahr, ich muß es erst überwinden!“ Rosine blieb unbeweglich.

„Fasse sie an, sie ist dein.“

Nun that sie, wie er sie geheißsen, und die beiden hielten sich einen Augenblick wie mit Zangen, während ihre Augen fest ineinander lagen.

Konrad trat in die Kirche. Als einige Minuten später der Totengräber mit seinen Gesellen nahte, um die Leiche zu versenken, fand er Rosine am Sarge kniend, und die Thränen rollten ihr von den Wangen und fielen hinab in den schwarzen Schrein und benetzten das Kissen der schlummernden Pauline.

Dr. Gsell-Fels.

† 12. Oktober 1898.

Geboren am 14. März 1818 zu St. Gallen, studierte er in Basel Theologie und Philosophie und widmete sich dann in Berlin unter Gothe und Kugler der Kunstgeschichte. Nach einer Fußreise durch ganz Italien trieb er 1845 bis 1848 in Paris naturwissenschaftliche Studien, verheiratete sich 1850 mit Luise v. Fels, einer durch seltene geistige und körperliche Eigenschaften ausgezeichneten Dame. Von 1848 bis 1852 wirkte er als Staatsarchivar in seiner Heimat, um darauf in Würzburg, Wien und Berlin sich mit der Medizin zu befassen. Er doktorierte in drei Fakultäten, Medizin, Theologie und Philosophie. Nachdem er in Nizza, Rom, Pisa und Zürich die ärztliche Praxis ausgeübt, an den beiden letzten Orten auch als Privatdozent thätig gewesen, ließ er sich 1870 in Basel nieder, wo er zum Großrat gewählt wurde und an der Universität über italienische Kunstgeschichte las. Seit 1880 beschäftigte er sich nur noch mit seinen Reise werken und seiner Stellung als Präsident des Aufsichtsrats der Töbzl-Krankenheil und hatte seinen Wohnsitz in München. Als Schriftsteller haben ihn vor allem seine Reisebücher über Italien, zu denen er



Dr. Gsell-Fels.

durch gründliche Kenntnis des Landes, seiner Geschichte und Kunstschätze in außer gewöhnlicher Weise berufen war, einen weithin berühmten Namen gemacht und haben sich diese Bücher rasch den Ruf von unentbehrlichen Hilfsmitteln für die Alpenhalbinsel erworben. Auch veröffentlichte er größere Prachtwerke über die Schweiz, sowie einige balneologische (Bäder) Bücher, auch Werke über Nordafrika, die Riviera, kleinere Städtebilder u. s. w. Sein eminentes Wissen, seine außergewöhnliche, hohe Bildung, sowie seine geistvolle Lebendigkeit und seine gesellschaftliche Unterhaltungsgabe erwarben ihm ebenso viel Bewunderer wie Freunde, die nun an seinem Sarge trauern. Er starb im 80. Lebensjahre am 12. Oktober 1898, nachts 10 1/2 Uhr an sehr schmerzhaftem Blasenleiden, gerade als er sich durch einen längeren Aufenthalt auf Rigi First hinreichend gekräftigt glaubte, um eine neue Reise nach dem Süden ausführen zu können. Seine zwei Söhne leben in Südamerika, und seine Tochter blieb bei ihm, um seine letzten Jahre zu erleichtern, da seine Frau ihm 11 Jahre früher in ein besseres Jenseits vorangegangen war.

Der „Samichlaus“ in der Urschweiz.

Von P. Em. W., Engelberg.

Mit Photographie.

In den abgelegenen Berggegenden der Urschweiz hat sich unter dem Volke noch mancher alte Brauch erhalten, der, dem altgermanischen Heidentum entstammend, im Laufe der Jahre mit einem christlichen Charakter umkleidet wurde. In der Fastenzeit flammen dort noch jetzt die „Fastenfeuer“ oder „Funken“ auf, welche an die Notfeuer der alten Germanen erinnern, von diesen angezündet, um unter Menschen oder Vieh ausgebrochene Seuchen zu bannen. Einer solchen Umwandlung altheidnischer

Gebräuche in christliche verdankt auch die St. Nikolausfeier, oder der „Samichlaus“ seine Entstehung, der, wie vielerorts in Deutschland der Knecht Ruprecht in den Häusern umhergeht, die Kinder niederknien und beten läßt, sie mit Nüssen und Äpfeln beschenkt, ungeratene mit der Rute bedroht.

Vor einem halben Jahrhundert wußte man in der Urschweiz noch wenig oder gar nichts von einer Christbekehrung zu Weihnachten, dagegen prangte am Feste des hl. Nikolaus



Der „Samichlaus“ in der Urtschweiz.

(6. Dezember) der Samichlausbaum auf dem Familientisch, und die rotwangigen Äpfel, die fastigen Birnen und goldenen Nüsse lachten freundlich auf die beglückten Kinder herab. Der hl. Nikolaus, Bischof von Myra, war von jeher einer der volkstümlichsten Heiligen der kath. Kirche. Stets verehrte man in ihm einen besondern Freund und Vater der Armen, und die Legende erzählt, der Heilige habe drei armen Mädchen, die der Vater in der äussersten Not dem Laster preisgeben wollte, heimlich Geld ins Haus geworfen und so ihre Aussteuer ermöglicht. Gewöhnlich wird daher St. Nikolaus als Bischof abgebildet, der auf einem Buche drei goldene Äpfel trägt. —

Der St. Nikolaustag ist auch heute noch in der Urtschweiz ein langersehnter Festtag für Klein und Groß. Schon ein paar Wochen vorher werden die Kinder angehalten, recht fleißig zu dem Heiligen zu beten, daß er ihnen recht viele Gaben „schleifen“, d. h. schenken möge. Die Kleinen, welche den Samichlaus noch nicht kennen, d. h. nicht wissen, daß die Eltern die eigentlichen Gabenspenden sind, nehmen die Sache sehr ernst. Um ihren Eifer im Beten zu dokumentieren, verfertigen sie kleine Holzstäbe, auf denen jedes Gebet, das sie verrichteten, mit einem kleinen Einschnitt, einem „Hic“, verzeichnet wird. Dieses hölzerne Verzeichnis heißt „Beile“ und wird am Vorabende des Festes als höchst wichtiges Beweismittel für den Samichlaus zurecht gelegt. Schlimme, unartige Kinder sind wohl auch mit banger Sorge erfüllt, denn der Heilige ist ein strenger Richter und befragt im Geheimen die Eltern über das Verhalten der Kleinen u. i. w. Wer ungehorsam und störrisch, träg und faul ist und nicht beten will, erhält statt der süßen Lebkuchen eine Birkenrute zum Geschenk, statt der Früchte werden ihm bloße Hülzen zu teil, oder der böse „Schmugli“, der Begleiter des Samichlaus, steckt die kleinen Uebelthäter in seinen großen Sack. Solche Schreckmittel verlieren aber bald ihre Wirkung, denn die schlimmen Buben und vorwitzigen Mädchen erraten nur allzubaal, wer hinter dem Geheimnis steckt und pflegen daher auch zu spötteln:

„Samichlaus, Niggi, Naggi,
Ged ä Bart, wie üse Metti!“

Solchen Kindern, die ihn „kennen“, pflegt der Samichlaus nicht mehr zu schleifen.

Am Vorabende des Festtages, an manchen Orten oft schon mehrere Tage vorher, beginnt mit einbrechender Nacht das „Samichlausjagen“ oder „Samichlausstrichlen“. In einer oder mehreren Abteilungen zieht die männliche Dorfjugend von Haus zu Haus. An ihrer Spitze schreitet der Samichlaus, ein als Bischof verkleideter Knabe mit Inful und Stab; ein langer Bart aus Flachs oder Wolle flattert um sein Kinn. Den Heiligen umgeben buntgekleidete Engel oder Bedienten mit Papierlaternen an langen Stäben, einer der Diener trägt den weiten Sack, der die erhofften Gaben aufnehmen soll. Die übrige Schar besteht aus Knaben, von denen jeder eine größere oder kleinere Herdenglocke, auch Kuhschellen oder Trichlen genannt, aus Leibeskräften schwingt. Wohl möglich, daß gerade dieses „Schellen und Trichlen“, dieses Toben und Lärmen, zu dem sich an manchen Orten auch noch das Knallen mit Peitschen gesellt, einen Erbteil jener Zeit ausmacht, wo die heidnischen Germanen zur Zeit des Winteranfanges sich verummten, um unter Toben und Schreien die winterlichen Stürme darzustellen. Sei dem, wie ihm wolle, für die Knaben der Urkantone ist es heute noch ein Hochgenuß, sich an diesem Gerassel und Lärmen zu beteiligen. — Vor den einzelnen Häusern hält die Schar an, und während das ohrenbetäubende Konzert fortklingt, betritt der Samichlaus mit seinem Gefolge die Stube, sagt sein Sprüchlein her, beschenkt wohl auch die kleinen Kinder und empfängt die für ihn bereit gehaltene Gabe an Geld oder Baumfrüchten. Die so gemachte Beute wird am folgenden Tage von der gesamten Gesellschaft der Trichler friedlich geteilt, oder an einen kleinen Schmaus verwendet.

Bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus wurde an vielen Orten der Urtschweiz von Zeit zu Zeit das Fest des hl. Nikolaus besonders feierlich begangen. So wurde in Stans, dem Hauptorte Nidwaldens, alle sieben Jahre ein großer Samichlauszug veranstaltet. An der Spitze des Zuges ritt der hl. Michael, ein blühender Jüngling mit goldenen Flügeln und das flammende Schwert in seiner Hand. — Eine Schar lieb-

licher Engel, die teils Lieder sangen, teils Gaben spendeten, schloß sich ihm an. Darauf folgte der Heilige selber, im bischöflichen Ornat, mit Mitra und Krummstab hoch zu Ross. Ein buntes Gefolge umgab ihn, Laternenträger in grellen Kostümen, buntschekige Gefellen und Poffenreißer, die sog. Samichlausgeiggl, welche die Menge neckten. Auch der Schmutzli mit dem Samichlausefel fehlte nicht, eine drollige, von den Buben beständig umdrohte Gestalt. Diesem bunten Zuge schloß sich die hl. Familie an, begleitet von den hl. drei Königen und ihrem

Gefolge, — so daß der ganze Zug oft über 100 Personen zählte. Mittag 12 Uhr setzte sich derselbe in Bewegung, durchschritt die Straßen des Hauptortes, besuchte näher gelegene Dörfer und kehrte abends nach Stans zurück. Ein gemeinsames Mahl schloß gewöhnlich die Feier des Tages, wobei eine Sammlung zu gunsten eines gemeinnützigen Zweckes veranstaltet wurde. So im Jahre 1857, wo der letzte in Stans abgehaltene „Samichlausenumzug“ eine ansehnliche Summe für die katholische Rettungsanstalt Sonnenberg abwarf.

Der erste weibliche Privatdozent an einer europäischen Hochschule:

Dr. phil. Anna Tumarkin.

Mit Abbildung.

Unsere Illustration zeigt das Bildnis von Fräulein Dr. Anna Tumarkin, einer geborenen Russin, welche in den letzten Ottobertagen ihre Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Universität Bern hielt. Die junge Dame — sie zählt erst 23 Jahre — nimmt unter allen ihres Geschlechtes eine Sonderstellung ein, sie ist der erste weibliche Privatdozent an einer europäischen Hochschule. Ihr Studiengang ist in Kürze folgender: Am 16. Februar 1875 in einem kleinen Orte Westrußlands geboren, kam sie bald darauf nach Rischeneff, wo sie auch ihren ersten Unterricht, zunächst zu Hause, dann vom Jahre 1885 an am dortigen Mädchengymnasium genoß. Nachdem sie dasselbe absolviert (1891) und im nächsten Jahr auch das Lehrerinnenzeugnis erlangt hatte, bezog sie die Berner-Universität, wo die Philosophie (Prof. Stein), die neuere deutsche Literatur und Sprache (Prof. Hirzel und Prof. Singer) und die Geschichte (Prof. Wöcker) ihre Hauptfächer waren. Außerdem trieb sie Französisch (Prof. Michaud), Englisch (Prof. Müller-Hef) und Latein (Prof. Haag). Im Juli 1895 promovierte sie mit der Dissertation „Herder und Kant“.

Gleich nach der Promotion ging sie nach Berlin, woselbst sie ihre Studien theils an der Universität, theils privatim bis zum Juli 1898 fortsetzte und sich darauf in Bern als Privatdozent habilitierte.

Am meisten förderten sie dabei die Herren Professoren Erich Schmidt und Wilhelm Dilthey, an deren Seminarübungen

sie teilnahm, und die ihr auch sonst bei ihren Arbeiten das lebhafteste Interesse bezeugten. Auf Prof. Dilthey's Rat hin versuchte sie durch Beleuchtung von Grillparzer's, Ludwig's und Hebbels ästhetischen Theorien einen Beitrag zur Poetik des 19. Jahrhunderts zu liefern, eine Arbeit, welche wegen der dazu nötigen umfangreichen Studien noch nicht zu Ende gediehen ist. Eine andere ästhetische Arbeit, ihre Habilitationschrift: „Das Associationsprinzip in der Geschichte der Aesthetik“, erscheint im „Archiv für Geschichte der Philosophie“ und ist ebenfalls auf eine Anregung von Prof. Dilthey hin entstanden.

Von den Arbeiten, die sie unter Prof. Schmidt's Leitung ausführte, ist die eine: „Zur Charakteristik Justinus Kerners“ in den „Preussischen Jahrbüchern“ Juli 1898 erschienen; die andere, „Goethe über das Wesen des Dramas“, ihr Thema zur Antrittsvorlesung, ist noch nicht gedruckt.

Außer den Vorlesungen von Prof. Schmidt und Prof. Dilthey hörte sie auch die Herren Stumpf, Paulsen, Simmel, Brandl, Geiger und Meyer. Zugleich suchte sie durch Studien in den Berliner Museen und Galerien ihr Kunstverständnis zu fördern.

Vor allem aber konzentrierte sich ihr Studium auf das Gebiet der Aesthetik, des Faches, das vor allen anderen im Mittelpunkt ihres Interesses steht und dem sie auch ihre weitere Thätigkeit widmen möchte.



Anna Tumarkin. Phot. Böllger, Bern.

Der Heilige.

Skizze von Klara Diebig, Berlin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Flatterschnee ist auf den gefrorenen See gefallen, Wind hat darüber hingefegt und lange Streifen ins Weiß gerissen; blank schimmert das bloßgelegte Eis in bläulicher Stahlfarbe.

Hinterm Weidengebüsch steht der Mond und leuchtet, dunkelgelb, rund und glanzvoll; seine Strahlen gleiten am Rand des Sees hin und fingern und tasten.

Im Dorf schlägt ein Hund an, im Nachbarhof fängt ein zweiter den Laut auf, ein dritter antwortet, ein vierter — aus den Hundehütten kommen sie wütend gefahren, schütteln das struppige Fell, stemmen die Vorderbeine steif und heulen auf zur runden gelben Scheibe.

Die Häuser und Scheunen sind wie aus Pappe geschnitten, und zeichnen sich scharf ab vom silbernen Grund; der Kirchturm hebt sich klar bis in die äußerste Spitze.

Langsam verglimmt Licht nach Licht im Dorf, — Glühwürmchen in der Winternacht — nur oben am See in der Pfarrei ist noch Lampenschein. Er fällt durchs Studierzimmerfenster auf die gefrorne Straße und gleitet mit den Mondstrahlen hinunter zum Seerand. Zitternd spinnen sie sich weiter und weiter hinaus auf den See und zittern scheu wieder zurück; noch erreichen sie die Mitte nicht.

Jetzt schweigen die Hunde, eine Wolke ist über den